

(Nachdruck verboten.)

Ein gewöhnlicher Fall.

Erzählung von W. Korolenko.
(Schluß.)

„Da aber bekam alles eine ganz andre Färbung . . . Ich hatte sogar eine körperliche Empfindung dabei . . . so wie ein Mpdriiden, als ob, wissen Sie, diese zwei Striche oder etwas anderes in der Persönlichkeit Budnikows die ganze Luft durchzitterten . . . sogar bis zur Hallucination. Du gehst ins Gymnasium oder du kehrtst daraus zurück, im Kopfe diese Eindrücke: Einem Schüler habe ich eine vier gegeben, früher war es eine drei . . . die Vierteljahrscensur wird so und so Ziel ergeben . . . und plötzlich kommt es dir so vor, daß statt deiner da Herr Budnikow mit gleichmäßigen Schritten einhergeht, froh im Bewußtsein der erfüllten Pflicht . . . Oder du giebst eine Aufgabe auf und du hörst, du hörst wirklich diese Budnikowschen Töne in der Stimme . . . wenn er den Bettlern von Arbeit spricht oder dem Sawrilo wegen des zerbrochenen Spatens Moral predigt oder mir mit ruhiger, saftiger Stimme sagt: Legen Sie ab den Stolz Ihres Verstandes, demütigen Sie sich! Ja, wissen Sie, in diesem alltäglichen, diesem demutsvollen, äußerlich ruhigen Leben dieser stillen Winkel giebt es sein eignes Grauen . . . ein spezifisches, so zu sagen, auf den ersten Blick unmerkbares farbloses Etwas . . . Wo sind da eigentlich die Bösewichter, wo die Opfer, wo sind die Gerechten, wo die Ungerechten? . . . Und so, wissen Sie, möchte man, daß in diesen Rebel ein Strahl der lebendigen, absoluten Wahrheit dringe, die sich nicht auf Bleistiftstrichen aufbaut, sondern die wirklich diese Wirrnisse lösen könnte, ein Strahl der echten Wahrheit, die sogar ein Rogow ahnt . . . Verstehen Sie mich?“

„Ich glaube, ich verstehe Sie,“ sagte der Herr mit der Brille in ernstem Ton.

„Herr Budnikow, glaube ich, hat es auch verstanden oder vielmehr begann zu empfinden, daß um ihn nicht alles richtig ist . . . Er geriet aus dem Geleise, und wie es zu geschehen pflegt, gelangte er nicht dort hin, wo ein wirklicher Ausgang gewesen wäre . . . Einmal kam er zur gewöhnlichen Zeit, gegen den zwanzigsten zu mir. Nun, selbstverständlich wie immer zwei Glas Thee . . . er vergaß auch nicht Rum hineinzuhum und die zwei Zwieback zu nehmen . . . Alles wie gewöhnlich, nur sein Aussehen war nicht gewöhnlich . . . bald traurig . . . bald feierlich. Er war zu Ende mit dem geschäftlichen Besuch, legte sorgfältig das Geld in die Brieftasche, machte einen Bemerk und ging doch immer noch nicht fort . . . Er begann mit Andeutungen . . . Im allgemeinen von der Anormalität des Lebens, im besonderen von seiner Einsamkeit, von einem Fehler, der durch seine Vorurteile und seinen Stolz geschehen war . . . dann kam er auf Helene und Sawrilo zu sprechen. Sawrilo erwies sich als ein vollkommener Schuft und Helene als äußerlich unglücklich. Und er fühlt sich idylisch, daß er sie heiraten ließ, aber es sei nicht leicht gut zu machen, am schwierigsten jedoch durch Geld. Was nützt einem Trunkenbold das Geld? . . . und so weiter, wissen Sie, alles mit Andeutungen, aus denen mir jedoch zuletzt klar wurde, daß er diese Wirrnisse auf den Ausgangspunkt zurückführen will, das heißt, Helene von Sawrilo scheiden lassen und sie selbst heiraten . . . Verstehen Sie, dann werden diese zwei Striche von selbst verschwinden und vernichtet sein . . . Offenbar hat er sich schon darüber mit einem andren und auch mit dem Pfarrer Nikolais beraten . . .

„Zu diesem Zweck, sagt er, werde ich keine Ausgaben scheuen . . . Als Bettler werde ich, sagt er, gehen, aber meine Pflicht werde ich erfüllen . . . Lieber ein Stück trocken Brot, eine elende Hütte, aber ein reines Gewissen . . . Nun, haben Sie darüber mit Helene gesprochen? fragte ich.

„Nein, sagt er, ich habe sie nicht gefragt, das heißt, nicht direkt . . . Ich komme, wenn Sie es vielleicht bemerkt haben, nicht mit ihr zusammen, damit es keinen Anlaß giebt . . . Sie wissen doch, wie das Sprichwort sagt: Die Frau Cäsars . . . Aber ich weiß besser, was ihr fehlt. Bekanntlich steht auch in der Bibel geschrieben: So ich will . . . so ich aber nicht will . . . Und abgesehen von alledem, habe ich Grund, an ihrem Einverständnis nicht zu zweifeln . . .

„Sehen Sie,“ sagte Nja Petrowitsch, sich räkelnd, „das ist ganz scharfsinnig.“

„Ja,“ stimmte traurig Pawel Semjonitsch bei. — „Eben scharfsinnig . . . Ich versuchte diesem Scharfsinn manche Erwägungen entgegenzuhalten, aber Budnikow wollte nicht einmal davon hören . . . Er sprach immer wieder, wurde hitzig, schlug sich mit der Hand auf die Brust . . . dann nahm er schnell Abschied und ging fort, als fürchtete er um sein ganzes geplantes System. Einige Zeit darauf merkte ich, daß in Sawrilos Abwesenheit verschiedene alten Weiber vom Kirchhof zu Helene kamen und zu Budnikow verschiedene Personen aus dem Konsistorium. Einmal, zweimal bemerkte ich auch, wie Rogow von Budnikow kam . . . Das ist es also, dachte ich: Mein junger Mann hat wohl seinen Höhepunkt erreicht. Jetzt verstehe ich, warum er den Sawrilo zum Säuser machte. Er bereitet halt für Budnikow die nötige Situation. Und das alles schien mir, wie Nja Petrowitsch sagte, scharfsinnig und zweckmäßig, im Grunde aber ausganglos, so daß ich mich entschlossen habe, die Wohnung zu wechseln, um mich diesem allen zu entziehen . . . Ich war von Schlaflosigkeit gequält. Wieder schlenderte ich im Garten umher. Einmal, wissen Sie, traf ich hier Helene . . . Sie liegt auf der Bank, auf derselben, auf der ich an jenem Frühlingmorgen saß . . . und jetzt war es Herbst . . . alles erstarrt und wurde kahl . . . Wenn ich ein Künstler wäre, wissen Sie, so hätte ich geschildert, einerseits den Frühling, den taufrischen Morgen, die Knospen an den Bäumen, die Verheißungen der Natur . . . und diese glücklichen Menschen und ihre gegenseitigen Schwüre. Und dann den Herbst . . . Der Herbst, wissen Sie, ist doch auch ein großer Cyniker. Alles entblüht er, alle diese Verzierungen . . . fort! Der Wind spielt mit den gefallenen Blättern . . . und lacht. Da liegen sie auf der schmutzigen, nassen Erde, und auf der kalten Bank liegt diese Frau, mit dem Gesicht nach unten . . . und weint . . . Sie fiebert förmlich vor innerem Schluchzen. Natürlich — dumm.“

Später erfuhr ich, daß die Kombination Budnikows vollkommen unausführbar ist. Als sie von diesem Plan hörte, schlug sie nur die Hände zusammen. Eher soll der Boden unter mir einstürzen, eher will ich vertrocknen wie ein Span, nun und so weiter . . . Eher sollen sie mich lebendig in der Erde begraben mit Sawrilo Stepanitsch . . . Und Sawrilo Stepanitsch sitzt in der Schenke. Die Nacht war er nicht daheim. Und Herr Budnikow beschwört sie da, will sie in einem Netz fangen. Das frühere reine Glück erlischt und sie versteht nicht einmal, was da geschieht und kann sich nicht wehren. Ein Los, zwei Striche, Weiber vom Kirchhofe, Rogow. Und sie ist dumm und gehorsam und fürchtet, daß man mit ihr etwas ohne ihren Willen thun könnte. Ich ging auf sie zu . . . wollte sie trösten. Als ich sie aber berührte, und dieser Frauenkörper da unter meiner Hand zitterte . . . so erschien er mir als ein so dummes Tier, daß es mich wie vor Kälte durchschauerte . . . Ich ging fort. Dieser Cynismus erfüllte mich. Ich hatte es vollkommen vergessen, die andre, die Frühlingswahrheit . . . Ich hatte nur den Wunsch, mich vor all diesem zu schützen. Da geht Herr Budnikow vorbei . . . Laß ihn gehen, Rogow macht Scheußlichkeiten . . . laß ihn machen, die dumme Helene führt ihren betrunkenen Mann heim . . . laß sie ihn führen. Was geht es mich an? In welche Hände das Los mit den zwei Strichen fallen wird und wem diese dummen Striche das kluge Recht geben werden . . . Ist es nicht egal? . . . Alles zersplittert, Alles zufällig, zusammenhanglos, sinnlos und abscheulich.

9.

Pawel Semjonitsch hielt inne und begann durchs Fenster zu schauen, als habe er die Erzählung vergessen . . .

„Nun also, wie ging die Geschichte aus?“ fragte Nja Petrowitsch.

„Wie sie ausging? erwachte gleichsam der Erzähler. „Ja, auf den ersten Blick ist es ganz unerwartet ausgegangen . . . aber eigentlich . . . Einmal kurz darauf, nachts, wurde bei mir geläutet, so schroff, wissen Sie, aufgeregter, nervös . . . Ich sprang erschreckt auf, suchte nach meinen Pantoffeln, gehe auf die Treppe hinaus. Niemand war da. Nur kam es mir so vor, als ob Rogow aus der Ecke her vorbeihuschte. Ich glaubte, er kam betrunken und böse gelaunt, vielleicht von Budnikow her, vorüber und wollte mir einen Verdruß be-

reiten . . . Vielleicht mich daran zu erinnern, daß ich schlafe und daß er auf der Straße Skandal macht und will, daß ich davon weiß. Ich sperre die Thür zu, lege mich nieder und war schon im Einschlafen. Plötzlich wieder ein Klingeln, ich stehe schon nicht mehr auf. Daß es sein, dachte ich . . . aber die Klingel ertönte zum zweiten- und zum drittenmal . . . Nein, dachte ich, das muß schon etwas andres sein. Ich warf mir wieder den Mantel über die Schulter, öffne die Thür . . . der Nachtwächter steht draußen, sein Bart bereift. „Wollen Sie nicht mitgehen,“ sagt er.

„Wohin denn, sag' ich, Bruder?“

„Zu Simeon Nikolajewitsch, zu Herrn Budnikow . . . Bei ihm ist da etwas passiert.“

„Ohne nachzudenken, zog ich mich mechanisch an und gehe. Eine helle, kalte Nacht. Es war schon spät . . . Bei Herrn Budnikow war es hell, auf der Straße vernahm man Pfiffe, nächtliche Bewegung . . . Ich steige die Stufen empor und trete ein. Das erste, was mir ins Auge fiel, war das Gesicht Budnikow Simeon Nikolajewitschs . . . aber nicht des früheren, sondern eines andren. Er liegt, wissen Sie, auf dem Rücken und schaut irgendwohin, ins Leere . . . so sonderbar . . . Ich blieb auf der Schwelle stehen und ich entsinne mich, wie ich dachte: Ja, wie ist denn das möglich? Er war mir so bekannt und kam mir so accurat vor . . . und das ist gar nicht derselbe, aber, wissen Sie, ganz und gar nicht derselbe, der jeden Monat kam und zwei Glas Thee trank. Und nicht der, der sich um Helenens Scheidung sorgte, sondern ein vollkommen andrer. Liegt so reglos, so gewichtig, so gravitatisch, will niemand von uns anschauen, sieht nicht uns, sondern ganz etwas andres . . . Und fürchtet niemand und richtet alle: Sich selbst, das heißt, den früheren Simeon Nikolajewitsch . . . auch mich . . . und so klar sah ich das in diesem Augenblick . . .

„Der nächste, den ich erblickte, war Gawrilo. Er stand am Fenster, in der Ecke, so bejammernswert, aber ruhig, und da ich in diesem Augenblick so vieles auf einmal begriff, ging ich auf ihn und zu und sagte: Hast du es gethan?“

„Sehr richtig, sagte er, Pawel Semjonitsch, ich hab's gethan.“

„Wie ist denn das gekommen? Ich weiß nicht, Pawel Semjonitsch. Dann erst bemerkte ich den Arzt, der mir sagte, daß jede Hilfe vergebens . . . Dann kamen die einen, andre gingen, man setzte sich hin, setzte Protokolle auf . . . und so sonderbar kam es mir damals vor, daß der junge Untersuchungsrichter, ein entschlossener und accurater Mann, verordnet hatte, Gawrilo und Helene nicht fort zu lassen und zu verhören. Ich entsinne mich, wie er lächelte, als ich fragte, wozu das? . . . Selbstverständlich eine sonderbare Frage, aber damals wurde mir etwas ganz andres klar . . . und mir kam es immer so vor, daß nicht das das Notwendige sei . . . Und als man Gawrilo und Helene abführte, erhob ich mich unwillkürlich von meinem Plage und fragte: Und mich nicht? Später sprach man davon, daß es bei mir nicht ganz richtig gewesen, das ist aber nicht wahr. Niemals war es so klar in meinem Kopfe. Der Untersuchungsrichter erstaunte. „Aber ich bitte Sie, Pawel Semjonitsch! Wenn ich Ihnen raten darf, trinken Sie ein Glas Wasser, um sich zu beruhigen.“ Warum aber denn dann Helene? „Wir wollten hoffen, daß alles zu ihren Gunsten ausgeht, aber jetzt bei dem ersten Verhör ist es meine traurige Pflicht . . .“

„Nein, sagte ich, das ist nicht das Richtige.“

„Man führte sie ab und ich ging heim, aber nicht ins Zimmer, sondern setzte mich auf die Treppe, obwohl es kalt war. Es war eine klare, stille Herbstnacht, überall weißer, reiner Reif. Am Himmel blinken und flüstern die Sterne und der Himmel ist so tief und unendlich, und in allem liegt der Ausdruck eines eignen unendlichen, noch unenträtselten Sinnes. Und in allem spürte man ein Mitfühlen mit allem, was bei uns da vorgeht . . . Und ich war so verwundert, als Rogow zu mir herankam und sich neben mich niedersetzte. Und als er zu sprechen begann, war es mir, als wüßte ich das alles . . . das heißt, daß auch er mitschuldig ist, daß aber der Ausgang für ihn unerwartet ist. Daß er nur auf seine Art „die Sachen Helenens“ bei Budnikow gewinnen wollte. Zu diesem Zwecke mußte man des Loses habhaft werden, auf dem, wie er dachte, ein Uebertragungsvermerk war . . . Und ihm gefiel diese scharfsinnige Kombination: Auf ungeheulichen Wege den Beweis für das gesetzliche Recht zu erlangen. Zu diesem Zwecke schlich er sich in das Vertrauen Budnikows in der Scheidungsangelegenheit, lernte die Lage der Räume in seiner Wohnung kennen und schickte einen von seinen gehorsamen Klienten aus der Schenke mit dem Befehl aus, sich

eine bestimmte Schatulle anzueignen. Gawrilo sollte die Thür mit dem zweiten Schlüssel öffnen, den ihm Budnikow aus Versehen nicht abgenommen hatte. Aber Gawrilo ging, anstatt an der Thür zu bleiben, plötzlich nach oben, und mir selbst war es, als sähe ich den Gawrilo mit schweren Schritten, mit unnachtetem Sinn und finsternem Haß in der Seele hingehen . . . und wie er auf der Schwelle stehen bleibt und wie Herr Budnikow erwacht, scheinbar ohne zu erschrecken bei seinem Anblick, und beginnt, ihn zu belehren . . . Ja, senderbar, als wüßte ich das alles, und zugleich ging mir noch vieles andre durch den Kopf, aus der Vergangenheit, wie aus der Gegenwart, besonders klar der Moment, als in einer gleichen hellen Mondnacht zwei Gymnasten meine Wohnung betreten und ich vor ihnen dastand, ergriffen von Scham über meinen Abfall . . . und wie bei einem von ihnen zum erstenmal ein Feuer in den Augen aufglühte, so böse und ironisch . . .

Und mir schien, daß ich sofort etwas enträtseln werde, was all das vereinen muß: diese weiten schimmernden Sterne, dies lebendige Rauschen des Windes in den Zweigen, meine Erinnerungen und das, was geschehen . . . In meiner Jugend hatte ich oft diese Empfindung . . . wenn der junge Verstand all diese Fragen lösen wollte und nach der großen Wahrheit suchte. Und wenn es mir mitunter schien, daß nur noch ein Schritt bis zur Schwelle sei, und alles wird klar werden . . . und dann alles verschwand.

Ich stand auf, wandte mich zu Rogow und sagte: Hören Sie mal, Rogow . . . ich weiß noch nicht, was da nötig ist . . . aber vorläufig scheint mir, müssen Sie hingehen, wo Gawrilo und Helene sind.

„Er stand auf und sagte: Ja ich muß . . . ich wollte selbst. Aber er ging nicht und wartete auf etwas: da ich, wie ich sagte, damals vieles viel klarer verstand, so verstand ich auch, daß er wartete, damit ich ihm die Hand reiche. Ich streckte sie ihm hin und plötzlich drückte er seine Lippen darauf, leidenschaftlich und lange.“

„Dann riß er sich los und ging fort . . . Direkt die Straße hinunter und ich schaute ihm nach, solange ich seine hagere Gestalt sehen konnte . . .“

— Eine Zeitlang herrschte im Coupé Schweigen, das nur durch das Rütteln des Auges unterbrochen wurde und durch einen langanhaltenden Pfiff. Die Thür wurde aufgerissen. Der Schaffner ging durch den Gang und rief: „Station N. zehn Minuten.“

Pawel Semjonitsch stand eilig auf, nahm ein kleines Kofferchen in die Hand und trat aus dem Wagen auf den Bahnsteig, indem er seinen Zuhörern schmerzlich-freundlich zulächelte. Ich machte mich auch zum Aussteigen zurecht, ebenso wie der Herr mit der goldenen Brille. Nur Ilja Petrowitsch blieb zurück. Er schaute dem Pawel Semjonitsch nach, und als sich die Thür hinter ihm geschlossen, lächelte er dem Herrn mit der goldenen Brille zu, schüttelte den Kopf und mit dem Finger auf die Stirn deutend, sagte er: „War immer ein Sonderling . . . Und nach dieser Sache da . . . ist's entschieden nicht mehr richtig mit ihm. Er hat, denken Sie, seine Stellung aufgegeben. Läuft für Privatstunden herum.“

Der Herr in der goldenen Brille starrte ihn an, sagte aber nichts und wir gingen.

Die Sache war vom Standpunkte eines Zeitungsberichts von geringem Interesse. Die Geschwornen sprachen Gawrilo frei (Helene kam gar nicht auf die Anklagebank). Rogow wurde der Anstiftung für schuldig erkannt, jedoch unter mildernden Umständen. Der Vorsitzende mußte viele Male den Zeugen Pawel Semjonitsch Radorin, den früheren Lehrer, unterbrechen, da er immer wieder von den Thatsachen abwich und sich in abstrakte Betrachtungen über eine allgemeine Verantwortung erging. —

(Nachdruck verboten.)

Der Dohnensteig.

Die auffällige Verminderung unsrer Singvögel hat in den letzten Jahrzehnten alle Naturfreunde mit großer Betrübnis und Sorge erfüllt. Die Ursachen dieser Erscheinung aber ließen sich nicht beseitigen. Zu Tausenden wurden unsre Lieblinge in den Ländern des Mittelmeeres hingemordet, in Netzen gefangen oder geschossen, ohne daß wir es hindern konnten. Schießwütige Rühiggänger, denen ihr Geldbeutel das „Bergnügen“ gestattete, erschienen in der Zugzeit im Herbst und knallten alles weg, was ihnen vor die Flinte kam. In der Theorie ist nun durch das Vogelschutzabkommen ein Schutz der Zugvögel festgesetzt worden, in der Praxis wird sich sobald

nichts ändern, denn gerade in den Ländern, die dabei in Betracht kommen, ist die staatliche Autorität nicht stark genug, um eine seit Jahrhunderten eingewurzelte Unsitte, die auch wirtschaftlich ins Gewicht fällt, auszurotten.

Allerdings muß man hinzufügen, daß auch wir in dieser Beziehung nicht ganz rein dastehen, denn wir dulden, daß in den Vogellojen auf Sylt, Föhr und Amrum tausende nordischer Enten, die vom Flug über das Meer ermattet bei uns einkehren, gefangen werden, und wir essen die Drossel, die im Herbst zu Tausenden in den Großstädten als Delikatesse auf den Markt gebracht wird. Das ist auch eine Unsitte, deren Abstellung die Scandinavier mit Recht von uns fordern können.

Die Grünröde freilich würden sehr traurig sein, wenn man ihnen den Fang der Drossel im Dohnensteig verbieten wollte. Sie wissen, und nicht mit Unrecht, darauf hin, daß sie sich das ganze Jahr hindurch redlich mit dem Vertilgen des vierbeinigen und des geflügelten Raubgefindels plagen und dadurch viel mehr Singvögeln das Leben retten, als sie an Drosseln fangen. Sie meinen, daß man ihnen den bescheidenen Verdienst, der nur durch großen Fleiß und viel Mühsal zu erringen ist, wohl gönnen könnte. Sie dürften auch darauf hinweisen, daß die Jäger schon seit geraumer Zeit eine Anzahl von Jagdmethoden als unweidmännisch verpönt hat, die nur dem Fang von Singvögeln dienen. So gehören die Netze, mit denen Lerchen zu Hunderten gefangen wurden, der Vergangenheit an, die Vogelherde und Schnepfenherde sind schon längst außer Gebrauch gekommen. (Und der Dohnensteig wird es, erfreulicherweise, auch bald sein. D. R.)

Den Entschuldigungsgrund, daß der Drosselfang erst beginnt, wenn die hier heimischen Vögel weggezogen sind, braucht und soll man nicht gelten lassen. Allenfalls kann man berücksichtigen, daß eine ganze Menge von Schnardrosseln weggefangen werden, die als arge Nestplünderer eigentlich keine Schonung verdienen. Außer den „Schnarren“, die beinahe bis zum Zufrieren hier bleiben, wird hauptsächlich die Zippe oder Singdrossel gefangen. Hinter ihr erscheint noch die Weindrossel, etwas kleiner als die Zippe, an der weingelben Farbe unter den Flügeln leicht kenntlich, von allen Feinschmeckern hoch bewertet. Mit dem ersten stärkeren Frost ist der Zug, der Ende September beginnt, beendet.

Wenn der Wind rauh über die Stoppeln sauft und der Regen das Laub von den Bäumen schlägt, dann rüsten sich unsere Frühlingssänger zur Abreise. Es ist, als ob die Heimat erst ihre rauhe Seite hervorkehren muß, um sie zu vertreiben. Aber erst in der nächsten windstillen Nacht brechen sie auf. Dann ist Feld und Wald tagelang wie ausgestorben, bis die Gäste aus dem Norden erscheinen. Viele ziehen ja nächstens hoch über unsre Gefilde hinweg. Sie haben an der Seelüste Raft gemacht und machen erst wieder in Süddeutschland Halt, um für den Flug über die Alpen Kräfte zu sammeln. Viele jedoch ziehen gemächlich in kurzen Etappen weiter und verweilen mehrere Tage, wo ihnen die Gegend zusagt. Zu diesen gehören auch die Drosseln, die in Gesellschaften von 30 bis 100 Stück zu reisen pflegen. Ihre Lieblingspeise unterwegs sind die grellroten, bitteren Beeren der Eberesche, im östlichen Deutschland „Quittschén“ genannt.

Damit lödert der Jäger sie an. Es ist nicht leicht, einen Dohnensteig anzulegen und alljährlich aufs neue in Stand zu setzen. Schon wochenlang vorher schneidet der Grünroß schodweise arm-lange Fichtenäste von der Dide eines Federhalters, entästelt sie und dreht sie zu einem gleichschenkligen Dreieck zusammen, dessen Grundlinie zwei Zoll nach einer Seite vorsteht. Dann beginnt das Schlingendrehen. Schon den ganzen Sommer über hat er von Weidern und Bauern lange Pferdehaare gekauft oder erbeten. Je drei werden zu einer 30 Centimeter langen Schlinge zusammengedreht. Das ist ein langwieriges Geschäft, bei dem sich alle Hausgenossen betätigen müssen, und wenn der Herr Lehrer um diese Zeit sich bilden läßt, wird er auch eingepannt.

Sehr viel Arbeit macht die Anlage eines neuen Dohnensteiges, zu dem wenigstens dreißig bis vierzig Schod Bügel gehören. Manche Grünröde bohren zwei Löcher in den Baum und stecken einfach die an beiden Enden zugespitzten Fichtenäste hinein, so daß ein halbkreisförmiger Bügel entsteht. Viele aber ziehen den dreieckigen Bügel vor, obwohl er viel mehr Mühen verursacht, weil sie ihn für fängischer halten.

Es ist durchaus nicht gleichgültig, wo man den Dohnensteig anlegt. Im hohen, alten Holz und mitten im Walde wird man keine Drosseln fangen, denn sie bevorzugen bei ihrem Durchzug den Rand der Gehölze, niedrige, von Strauch bestandene Brucher und vor allem die am Feld gelegenen Schomngen. Sind die Bügel am Stamm befestigt, dann werden die Schlingen durch einen Spalt so eingezogen, daß sie aufgestellt den ganzen Raum des Bügels ausfüllen. Zuletzt wird „eingebeert“, d. h. die Quittschén werden an der Unterseite der „Dohne“ in einem Spalt festgeklemmt, so daß sie abwärts hängen. Der Vogel, der davon naschen will, muß sich also auf den unteren Bügelrand setzen und sich tief hinabbeugen, wobei er den Hals in die Schlinge steckt und sie zuzieht.

Nicht immer ist Gangtag. Fällt aber eine windstille Nacht ein, der ein nebliger Morgen folgt, dann kann der Jäger sicher sein, eine ganze Menge zu fangen. Früh am Morgen macht er sich auf den Weg, die geräumige Jagdtasche mit Quittschén gefüllt, am Rodtknopf ein Schod Schlingen, um sofort nachzubessern. Und das ist sehr oft nötig; denn zweibeinige, vierbeinige und geflügelte Räuber holen sich ihren Anteil an der Beute und reißen dabei die Schlingen ab.

Außer der Drossel fangen sich nur noch Kotkhechen und Eichelhäher im Dohnensteig. Sie sind meistens klüger als die Drossel, denn sowie sie die Schlinge am Hals fühlen, bleiben sie unbeweglich auf dem Bügel sitzen, bis der Grünroß sie erlöset. Den Kotkhechen schenkt er stets die Freiheit, denn es sind sehr fleißige Insektenfänger, die man schonen muß.

In meinem Vaterhause hatten wir im Winter stets einige zahme Kotkhechen. Die zierlichen, bebenden Vögel werden schon am ersten Tage ganz zutraulich, kommen, wenn Essen aufgetragen wird, auf den Tisch und holen sich ein Kartoffelkrümchen von der Schüssel. Sie machen sich sehr nützlich, da sie alle Fliegen wegfangen und auch den Küchenfliegen bis in ihre kleinsten Schlupfwinkel zu Leibe gehen. Im Frühjahr erhielten sie wieder die Freiheit, kamen aber oft zurück, um für ihre Jungen im Zimmer Fliegen zu fangen.

Den Eichelhähern dreht der Jäger stets den Hals um, denn das sind arge Räuber und Nestplünderer, die keine Schonung verdienen. Sie schmecken gebraten ganz gut und geben gekocht eine Suppe, die einer Bouillon von Huhn in nichts nachsteht. Die gefangenen Drosseln werden sofort eingepackt und mit der Post nach Berlin geschickt. Der Preis schwankt je nach der Zufuhr etwa von 15 bis 45 Pf. für das Stück. Es ist ein winziger Happen, solch ein Krametsvögel, und mühsamer zu verspeisen als ein Krebs, aber er findet doch seine Liebhaber!

Den Menschen gehen übrigens die Tiere mit gutem Beispiel voran, denn manche Raubvögel, wie der Gähnerhabicht und der Baumfalk, sind ganz verfallen auf den lederen Schmaus. Wahrscheinlich werden sie durch das Flattern des in der Schlinge hängenden Vogels angelockt. Sie sind aber schlau genug, auch den Zweck der andren Bügel zu erkennen, denn durch einwandfreie Beobachtungen vieler Jäger ist es festgestellt, daß die Raubvögel den Dohnensteig entlang streichen und ihn systematisch absuchen. Dabei versäumen sie manchmal die gebotene Vorsicht und kommen dem Jäger, der ihnen aufauert, vor die Flinte.

Auch der Marder besucht regelmäßig den Dohnensteig, ist aber meistens so vorsichtig dabei, daß man ihm nicht beikommen kann. Der Jäger überlistet ihn aber doch. Unweit des Dohnensteiges legt er Quetschfallen an, die er von Zeit zu Zeit mit einem toten Eichelhäher belodert, jedoch ohne sie fängisch zu stellen. Erst wenn der Frost das Pelzwerk des Marders wertvoll gemacht hat, wird ihm die Falle gestellt. Meistens sitzt er schon am nächsten Morgen darin.

Natürlich fehlt auch Meister Reinede nicht im Dohnensteig. Der Burgherr von Malepartus ist der echte Stegreifritter, der überall erscheint, wo er ohne große Mühe etwas erwischen kann. So sucht er im Sommer regelmäßig die Horste der Reiher und Fischadler ab, unter denen er manches schöne Stück Fisch findet, das die im Ueberflus schwebelnden Jungen aus dem Nest geworfen haben. Im Winter weiß er ganz genau, daß nach der Treibjagd die erlegten Hasen ausgeworfen werden. Er ist mit Mühe der Gefahr entronnen, hat sogar einige Schrotkörner im Pelz, aber das hält ihn nicht ab, sich gleich nach der Abfahrt der Jäger das Gescheide zu holen. Im Dohnensteig holt er sich täglich seinen Tribut. Hurtig trabt er den Pfad entlang und äugt aufmerksam rechts und links nach den Bügeln. Sowie der Jäger diesen unerbetenen Gast in seinem Gehege bemerkt, holt er ein Pfeifchen hervor, das das Geschrei und Flattern einer gefangenen Drossel täuschend nachahmt. Ist der Strauchdick in der Nähe, dann stürzt er blindlings auf das Geräusch los und wird durch einen wohlgezielten Schuß zur Strecke gebracht.

Ebenso sicher ist es, wenn man am Abend eine gefangene Drossel einhängt und auf der Stelle, wo der Fuchs sich empotrichten muß, um den Vogel zu erfassen, ein mit Moos verblendetes Tellereisen legt. Da sitzt er am nächsten Morgen sicherlich mit den Hintertläufen darin. — **Friß Skovronne!**

(Nachdruck verboten.)

Elfenbein-Surrogate.

Als Elfenbein-Surrogate müssen wir alle in der Technik verwendeten Stoffe bezeichnen, welche in Rücksicht auf ihr elfenbeinartiges Aussehen oder ihre elfenbeinartige Beschaffenheit an Stelle der Elefantenzähne zu irgend welchen Zwecken verarbeitet werden. Es kommt dabei nicht darauf an, daß wirklich eine vollständige Täuschung des Auges oder eine vollkommene Erfüllung des Zweckes erreicht wird; wesentlich ist nur, daß die betreffenden Erzeugnisse solchen von echtem Elfenbein ähnlich sind.

Nun haben wir uns daran gewöhnt, als Elfenbein nicht nur die echten Elefantenzähne zu bezeichnen, sondern auch bestimmte Zähne von fünf andren Tieren, von denen das eine, nämlich das Mammut, bereits ausgestorben ist. Die Technik und das Kunstgewerbe haben das Elfenbein dieser Tiere als einen ebenso wertvollen Rohstoff erlannt, wie die Stoßzähne des afrikanischen und asiatischen Elefanten. Es kommen hier — abgesehen von dem fossilen Elfenbein des Mammut, die Es- und Schneidezähne des Nilpferdes, die Eckzähne des Walrosses, die Vorderzähne des Narwals und die Unterkieferzähne des Bottwals in Betracht. Ein Surrogat bilden diese Tierzähne also eigentlich auch, aber sie sind ein so ausgezeichnetes Surrogat, daß sie sich sämtlich in ziemlich gleicher Weise und zu denselben Zwecken wie die Elefantenzähne bearbeiten lassen, also mit vollem Recht als „Elfenbein“ bezeichnet werden. Denn schließlich ist das Wort Elfenbein nichts weiter als die Be-

Kleines feuilleton.

zeichnung für ein Produkt, welches sich eben nicht nur beim Elefanten, sondern auch bei andren Tieren vorfindet.

Im allgemeinen pflegen wir unter Elfenbein-Surrogaten das „vegetabilische Elfenbein“ und die Elfenbein-Imitationen zu verstehen. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß man sich bei dem hohen Preise des animalischen Elfenbeins schon seit langer Zeit bemüht hat, ein billiges Ersatzmittel zu finden, und es sind nach dieser Richtung die umfassendsten Versuche angestellt worden, die aber nicht zu dem erwünschten Ziele geführt haben. Namentlich hat man Leimfabrikate, Erzeugnisse aus gereinigtem Kautschuk und noch mancherlei andre Stoffe, die als Fabrikationsgeheimnis behandelt wurden, in den Handel gebracht; diese Surrogate waren von so trauriger Beschaffenheit, so wenig geeignet, das Elfenbein in irgend welcher Hinsicht zu ersetzen, daß sie nicht als „Imitation“ bezeichnet zu werden verdienten. Aber schließlich ist es doch gelungen, in dem Celluloid ein ausgezeichnetes Surrogat zu finden, das zwar nicht so dauerhaft und fest wie das echte Elfenbein ist, aber sich für eine ganze Reihe von Zwecken ebenso gut wie dieses verwenden läßt und vor allen Dingen diesem täuschend ähnlich gemacht werden kann. Das fällt außerordentlich ins Gewicht, weil gerade ein Teil jener Hauptartikel, welche früher ausschließlich, bzw. in sehr umfassender Weise aus Elfenbein gefertigt wurden, heute zum großen Teil aus Celluloid hergestellt werden. Hier sind die Billardkugeln, Messergriffe, Bürsterrücken und Kämme zu erwähnen, und zwar wird namentlich eine elfenbeinähnliche Behandlung dieser Gegenstände gewählt, um den luxuriösen Elfenbeinerzeugnissen eine wirkungsvolle Konkurrenz zu bereiten.

Vor Einführung des Celluloids war es allein das vegetabilische Elfenbein, welches als Ersatzmittel für das echte Produkt Verwendung fand. Das Celluloid vermochte auch das vegetabilische Elfenbein als Ersatzmittel keineswegs zu verdrängen, denn die technische Verwendung dieser Stoffe ist eine außerordentlich verschiedene. Ich möchte hier auch betonen, daß das vegetabilische Elfenbein auch wesentlich andre technische Eigenschaften als das animalische besitzt, so daß auch das Anwendungsgebiet nicht das gleiche sein kann.

Als vegetabilisches Elfenbein werden die beiharten Kerne einiger Palmen und Pandanen bezeichnet. Diese Samen kommen als Stein-, Elfenbein-, Laguna-, Korozza- oder Cornuconiffe von Südamerika aus in den Handel. Die Elfenbeinpalm, welche im Gebiete des Magdalenenstufes heimisch ist, trägt kopfgroße Früchte, welche sogar sechs bis neun solcher Samen enthält, die als vegetabilisches Elfenbein Verwendung finden. Eine steinharte, spröde, braune Samenschale umschließt den gelblichweißen oder bläulichweißen elfenbeinartigen Kern. Das Material läßt sich sehr leicht auf der Drehbank, aber nur sehr schwer mit dem Messer bearbeiten; es besitzt den Vorzug, daß es Farbstoffe gut aufnimmt, also auch eine farbige, dekorative Behandlung wie das echte Elfenbein gestattet, so daß es nicht nur zur Imitation desselben, sondern auch zur Herstellung künstlicher Korallen, Türkise und anderer Stoffe dienen kann. Durch Erweichung der Samenkerne in warmem Wasser kann die Bearbeitung auch etwas erleichtert werden. Wesentlich beeinträchtigt wird der technische Wert der Samen durch Risse, welche beim Trocknen entstehen, weshalb man mit Vorliebe Steinfrüchte mit kleineren Samen verwendet.

Die Zahntmus, von der Größe eines Apfels, bei welcher Trockenrisse nicht vorkommen, besitzt ein gelblichweißes „Nährgewebe“, welches sich mit dem Messer auch leichter schneiden läßt und gern zur Nachbildung kleiner Elfenbein-Erzeugnisse verwendet wird. Die wertvollste und in größter Menge verbrauchte Steinmus stammt von mehreren Rhytelephasarten des tropischen Südamerika. Die faustgroßen Früchte sind mit spigen polygonalen, kaffeibraunen Schuppen bedeckt und enthalten je vier bis fünf Fächer, von denen jedes einen der beiharten Samen umschließt. Abgesehen von der Schuppenhülle, umgibt das Innere der Frucht eine Steinschale von der Stärke eines Millimeters, die aber nicht in demselben Maße wie die Samenkerne als Elfenbeinsurrogat zu verwenden ist. Bei guter Handelsware soll die Steinschale bei einem leichten Schlag mit dem Hammer aufspringen und sich leicht und vollständig von der Mus lösen. Abgesehen von den sehr häufigen, abfolut unvermeidlichen Trockenrisen, die äußerlich nicht zu erkennen sind und den Wert der Musse außerordentlich beeinträchtigen, wird großer Schaden durch Fäulnis und Wurmfraß angerichtet. Durch Fäulnis wird der Kern in eine pulverartige Masse verwandelt und verliert dabei soviel an Gewicht, daß man sie selbst bei umgekehrter Schale leicht herausfinden und ausscheiden kann.

Wesentlich für die umfassende Verwendung des vegetabilischen Elfenbeins ist natürlich der Preis. Derselbe ist zwar sehr schwankend und von der Zufuhr abhängig, bleibt aber doch weit unter dem Preise animalischen Elfenbeins geringster Qualität. Während der Preis der Elfenbeinmus zwischen 5 und 20 M. pro Centner schwankt, erreicht der Preis des echten animalischen Elfenbeins nicht selten die Höhe von 1000 M. pro Centner, wenn auch Elfenbein geringerer Güte, namentlich solches von geringer Jahrgroße, erheblich wohlfeiler zu haben ist.

Die Steinmus bildet ein Hauptmaterial der Schnopffabrikation, für welche das animalische Elfenbein im allgemeinen viel zu kostspielig ist. Nachbildungen von Elfenbein-Schnitzereien in Steinmus sind nicht selten, für künstlerische Werke ist dieses Material aber doch erheblich weniger geeignet, als das echte Material. — Arnold Rohde.

— Als der Schimmi tant is g'wenn . . . Unter diesem Titel berichtet die „Münchener Post“ über eine Verhandlung vor dem Münchener Schöffengericht, die also verlief: Ist es richtig, daß Sie ein Pferd im Werte von 200 M. verkauft haben, trotzdem der Verkäufer, Gärtner Finsterwalder in Pasing, sich das Eigentumsrecht vorbehalten hatte? fragte der Vagatellrichter den vor ihm stehenden Angeklagten Franz Xaver Maier, der schwarze Maier genannt. Dös wor so, Herr Amtsrichta: I hob mit Dar und Schmalz g'handelt; do denk i mer, laast dir an Gaul. Beim Pferdmezger Maier in Pasing is ma oana varrot'n worn'n. Der hot mer oan zoagt; d'rauf hob i g'lagt, wos willst denn mit dem Häuter? Der fallt mer ja am Wag'n um! Dann gehst zu meina Kathl umi, hot der Pferdmezger g'lagt, die hot an Schimmi. I hob den Schimmi ogs'eng, wir ham ausg'handelt 200 M.: 50 M. Anzahlung, 20 M. jeden Monat. Dann hob i g'lagt: Paß auf, wie alt is dem der Schimmi eigentlich, hat's g'lagt: 7—8 Johr! I johr mit'm Roß auf Moaburg, dentes Chana, hom mer drei Tog braucht! A guats Roß laast's in oan Tog. Jay hob i 'n Schimmi fünf Tog steh' laas'n und fest g'fuattert, weil i g'moant hob, er kriagt z'weni. Und wia mer wieda ausg'fabrn san, bleibt dös Vieh glei gor auf der Straß'n steh'n! Dent i mer, dös muagt do' rauskriagn, wos den Schimmi seht und hob 'n in d' Vetrinärshul' g'führt. „Schaugens, Herr Professa, der Schimmi is erst 8 Johr alt, aba lafa mog er nöt. Wenn der Gaul erst 8 Johr alt is, jagt der Professa zu mir, dann kriach'n Sie erst die Milchjäh'r! Der Gaul is mindestens 18 bis 20 Johr alt, wemis'n dalass'n, dann errat ich's auf's Monat! Dös is do der reinste Schwindl, hob i mir dentt, und hob den Finsterwalder aufg'fordert, dös Schimmi wieda zu holen. G'holt hatt' er'n Gaul scho, aba meine fünfzig Mark'n war'n hin g'wen. Hob i 'n Schimmi nöt hergeb'n und hob g'lagt, er kriagt 'n Schimmi, wenn i mei' Geld kriag. Dreimal hob i eh'n aufg'fordert, mei' Geld hob i nöt kriagt, und weil mir da Schimmi alle Tag drei Mark g'fress'n hat, hab ich 'n um 90 Mark an Dattenthaler balaft. — Amtsrichta: Trogdem das Eigentumsrecht vorbehalten war. Der Amtsanwalt beantragte wegen Unterschlagung 3 Wochen Gefängnis. Der Angeklagte bat um Freisprechung, weil da Schimmi nöt g'holt worden is und alle Tag 3 Mark g'fress'n hat. Das Urteil lautete auf 14 Tage Gefängnis. Mit diesem Urteil war der schwarze Maier nicht besonders befriedigt, denn er stürmte mit den Worten: Do werd appelliert! zur Thür hinaus. —

— Ein Getreideschädling Persiens. Als Getreideschädling erweist sich vielfach die über ganz Europa verbreitete *Maurerwanze*, welche neben andren Pflanzen auch die Aehren des Weizens angreift, deren noch weiche Körner sie ansieht und ausaugt. In Vorderasien findet sich ein dieser Art verwandter Halbflügler, der zuweilen bei massenhaftem Auftreten großen Schaden verursacht. Der Oberzolldirektor Engels in Teheran sandte dem naturwissenschaftlichen Museum in Vrißel ein Exemplar dieser Schildwanze, das Dr. A. Puton als eine Abart der *Declwanze* (*Eurygaster integriceps* Puton) bestimmte. Ueber dieses Insekt, das für gewisse Gegenden Persiens durch Vernichtung der Getreidefelder eine fürchterliche Plage bildet, unterbreitete Engels nähere, in den „Annalen der Belgischen Entomologischen Gesellschaft“ veröffentlichte Mitteilungen. Man könnte sagen, daß diese Insekten ihr Quartier auf den Bergen des Gharadj-dagh haben, wo sie sich im Frühling unter der Erde, unter Festscheiden und Brombeersträuchern verborgen halten. Von dort fliegen sie aus, um in die Ebene hinabzusteigen, wo sie über die Weizen- und Gerstfelder herfallen, wobei sie eine besondere Vorliebe für den Weizen zeigen. Ein solcher Einfall findet nicht alljährlich, sondern alle zwei, drei, fünf oder sieben Jahre statt. Die Insekten legen dann festleibende, mohnornähnliche Eier auf die Getreidehalme ab, verschwinden nach einigen Tagen wieder, indem sie nach irgend einer Richtung sich auf und davon machen. Nach einer gewissen Zeit entstehen aus den abgelegten Eiern Larven, die bis zur Aehre hinaufkriechen und sich über die Körner hermachen. Sie machen in der Mitte des Kornes ein Loch und fressen das Innere aus, so daß nur die Schale übrig bleibt, die beim leinsten Windstoß abfällt. Nach einem strengen Winter findet die Einwanderung erst zu vorgerückter Jahreszeit statt. Dann sind die Körner schon zu hart, als daß die ausschließenden Larven die Schale noch durchbohren könnten, und der Schade ist alsdann gering. Dagegen findet nach einem milden Winter der Einfall viel früher statt, und dann wird die Ernte vernichtet. Der Aufenthalt auf den Feldern dauert nicht über 30 Tage. Wenn das Getreide härter wird, so sondern die Larven eine Flüssigkeit ab, die das Korn erweicht und den Angriff erleichtert. Es ist vorgekommen, daß diese Insekten 10 Jahre lang in ihren Verstecken im Schlafe liegen. Man kennt dort weder die Ursache ihres langen Schlafes, noch ihrer periodischen Wanderungen, die das ganze Land verheeren. Oftmals vernichten diese Schädlinge völlig den Ertrag des einen Ackers, während sie das Nachbarfeld verschonen, das nur durch einige Meter Zwischenraum oder gar nur durch einen einfachen Graben von erstem getrennt war. Der Distrikt von Beramin in der Nähe des Gharadj-dagh wird häufig heimgesucht, die andren Distrikte bleiben oft verschont, ausgenommen im Jahre 1901, in welchem sich die Plage auf ein größeres Gebiet erstreckte. Auch die Umgebungen von Kaschan, Sam und Isfahan werden von diesen Insekten befallen; die andren Provinzen bleiben verschont. — (Merthus.)